

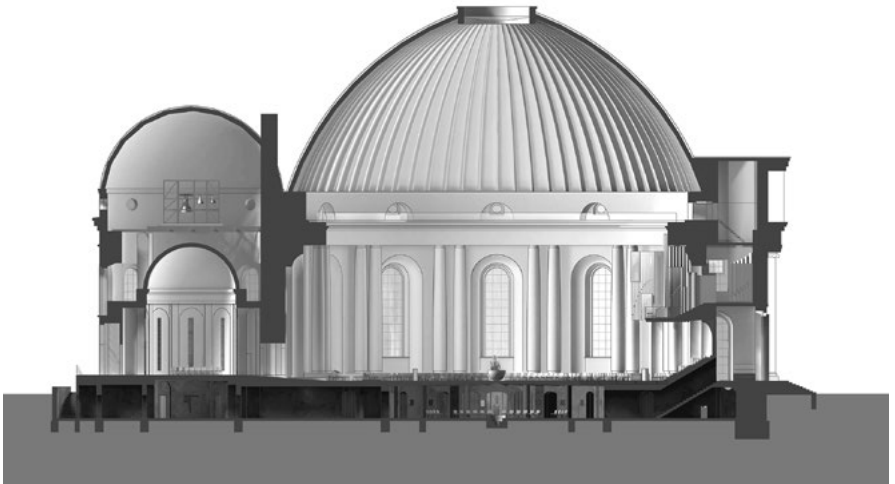
**Anna Minta: Die Pläne des tiefgreifenden Innenumbaus der denkmalgeschützten St. Hedwigs-Kathedrale in Berlin haben große Kontroversen hervorgerufen. Denkmalpflegerische Argumente müssen jedoch rechtlich gegenüber den gottesdienstlichen Belangen der Religionsgemeinschaft zurückstehen, so dass der von Hans Schwippert 1952–63 neugestaltete und als deutsch-deutsches Gesamtkunstwerk empfundene Innenraum radikal verändert werden wird. Was war der Anlass für das Erzbistum Berlin, 2013/14 einen Wettbewerb zur Neugestaltung der St. Hedwigs-Kathedrale und ihr Umfeld zu veranstalten?**

Leo Zogmayer: Ich möchte auf die oberflächliche Polemik, welche manche Kritiker unseres Projekts entfalten und deren Wording du zitierst, nicht weiter eingehen. Sie ist ja auch nicht Thema unseres Gespräches. Zur Klarstellung nur soviel: Formulierungen wie «tiefgreifender» Umbau und «radikale Veränderung» würden auf den aus Sicht der damaligen Denkmalpfleger verständlicherweise höchst umstrittenen Eingriff in den Innenraum der St. Hedwigs-Kathedrale in den Fünfzigerjahren zutreffen. Unser Wettbewerbsentwurf sieht im wesentlichen einen Rückbau vor, sodass der Entwurf Knobelsdorffs und dessen Orientierung am römischen Pantheon wieder erkennbar wird. Zudem geht es natürlich darum, das liturgische Potential der Kathedrale freizulegen, sodass ein zeitgemäßer und zukunftsfähiger kirchlicher Feierraum entstehen kann. Der Zentralraum ist als der eigentlich adäquate christliche Kultraum noch nicht erkannt. St. Hedwig wird als weltweit erste Kathedrale die Schlüssigkeit des Zentralraums für christliche Communionliturgie unter Beweis stellen.

Die Frage nach dem Anlass der Auslobung des Gestaltungswettbewerbs durch Kardinal Woelki im Jahr 2013 ist damit noch nicht ganz beantwortet. Der Veränderungswunsch kommt in erster Linie von den Zelebranten, welche die raumliturgische Disposition der Kathedrale übereinstimmend als sehr problematisch bis ungeeignet bezeichnen. Durch den großräumigen Treppenabgang wurde der Kathedrale die Mitte, der wichtigste liturgische Spielraum entzogen. Und die Unterkirche ist für nachkonziliare Liturgie vollkommen unbrauchbar. Die Gemeinde wird dort auf Restflächen der Stiegenhausarchitektur verwiesen.

**AM: Die Kirchen stehen aktuell vor der Herausforderung, im Christentum die Gemeinschaft hervorzuheben und das gemeinschaftliche Feiern zu stärken. Wie versuchst Du als Künstler gemeinsam mit Sichau & Walter Architekten, das Gemeinsame architekturräumlich zu fassen und mitzugestalten.**

LZ: In unserem Entwurf zur Neugestaltung der Hedwigskathedrale versammelt sich die Gemeinde in konzentrischen Kreisen um das gemeinsame Zentrum des Altars.



1 St. Hedwigs-Kathedrale, Berlin, Schnitt durch die Kathedrale mit Sakramentskapelle und Unterkirche

Dieser steht genau in der Mitte des monumentalen Rundraumes und bildet mit der Scheitelöffnung im Zenit der Kuppel und dem in der Unterkirche mittig platzierten Taufbrunnen eine starke Vertikalachse aus. Der Altar hat die Form einer Halbkugel und antwortet so wie ein komplementäres Gegenstück auf die über dem Zentralraum aufgespannte Kuppel. Für die liturgische Versammlung signalisiert die Halbkugel als *runder Tisch* den gleichberechtigten Zugang aller Feiernden zur eucharistischen Mitte.

Die Stuhlkreise sind in sechs Sektoren angeordnet, fünf für die Gemeinde und der sechste für Ambo, Kathedra, Priestersitz, für Konzelebranten, Domkapitel und Messdiener. Alle liturgischen Orte befinden sich auf einer Ebene mit der versammelten Gemeinde. Die bogenförmige Anordnung der Plätze unterstützt im Gegensatz zu geradlinigen Aufreihungen und Rechtecksformationen das Verbindende, den Zuwendungsaspekt innerhalb der Versammlung.

**AM: In welchem Verhältnis stehen die Gemeinschaft und das Individuum? Und wie kann beides gleichzeitig – ein Raum für die Gemeinde und Räume für die individuelle Andacht – im neuen Kirchenraum angeboten werden?**

LZ: Bei der Gestaltung des Interieurs liturgischer Räume habe ich bisher immer eigens entworfene liturgische Stühle eingesetzt, nie Bänke. Mittels herkömmlicher Kirchenbänke werden die Gläubigen quasi *formatiert*, zu einer undifferenzierten Masse eingeschmolzen. Ich sehe im Kirchenstuhl für jeden einzelnen Gottesdienstteilnehmer quasi ein liturgisches Gerät. Es ist als räumliche Negativform auch als bildhafter Platzhalter für den Menschen zu lesen.

Außerhalb liturgischer Feiern wird die neugestaltete Kathedrale auf zwei Ebenen eine Vielfalt von Orten für Rückzug, individuelles Gebet, Andacht und Meditation anbieten. Die Rotunde, welche bisher ausschließlich die Sakristei beherbergte, wird als Sakramentskapelle gestaltet. Und für die Seitenräume der Unterkirche ist geplant, neben den Grablagen, Kapellen für den Seligen Bernhard Lichtenberg und die Heilige Hedwig ein Raumensemble mit historischen und zeitgenössi-

schen Kunst-Interventionen zu schaffen, das zum Verweilen und kontemplativen Durchwandern einlädt.

**AM: Soziale Kirchenhierarchien haben sich seit jeher in räumlichen Differenzierungen, Schranken und Ausgrenzungen niedergeschlagen? Wie gehst Du mit neuen Konzepten einer gleichberechtigten Partizipation aller um?**

LZ: Genau in dieser Frage erweist sich der Zentralraum bei konsequenter raumliturgischer Planung und Nutzung als die ideale Lösung. Im Vergleich zur herkömmlichen Wegekirche erfährt die versammelte Gemeinde im Communionraum eine enorme Aufwertung. Wobei das Irritierende der Wegekirche nicht so sehr die Topologie des Weges ist. Der Weg ist ja durchaus sinnvoll interpretierbar, etwa als Verweis auf die besondere Gangbarkeit, auf die Bewegungspotentiale des Menschen unter religiös-spirituellen Vorzeichen. Problematisch wird es, wenn der Weg als Vektor, als lineare Strecke von da nach dort gelesen wird. Die eigentliche Crux der meisten längsorientierten Kirchen liegt aber darin, dass die mentale wie real-räumliche Bewegung der Gläubigen am vorderen, häufig ostseitigen Ende des Kirchraums gegen eine Barriere läuft. Wenn wir von der frühen Rauntrennung in mittelalterlichen Kirchen durch Lettner einmal absehen, so kennen wir auch in heutigen Kirchen, häufig sogar in Kirchenneubauten, eine Vielfalt räumlicher Abtrennungen, Aussonderungen sakraler Bezirke, Presbyterien, Altar-*Inseln* (!) durch Barrieren, *Kommunion-Schranken* (!), Stufenanlagen etc. All das im eklatanten Widerspruch zu wichtigen raumtheologischen Einsichten und Grundaxiomen der christlichen Botschaft: «keinem von uns ist er fern. Denn *in* ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art.» (Apg 17, 28). Die biblische Rede von der «Nähe» Gottes (Phil 4, 5) bedeutet nicht, dass er



2 St. Hedwigs-Kathedrale, Berlin, Vogelperspektive auf den Innenraum

nicht weit weg ist, sondern, der Etymologie des griechischen Wortes *engus* folgend, dass Gott die Menschen umarmt, umfasst, ja dass die Menschen, wie eben zitiert, *in Ihm leben*; folgen wir den Bildern der Wortfamilie, ist er schwanger mit uns, trägt er uns in sich.

Um eine stimmige Communionliturgie zu feiern, bedarf es nicht unbedingt eines Zentralraums. Ich habe in Aschaffenburg, Bonn und Brüssel rechteckigen Kirchbauten kreisrunde und elliptische Versammlungsfiguren eingeschrieben, die alle liturgischen Vollzüge einer Communionfeier sehr gut ermöglichen. Dennoch ist ein (runder) Zentralraum mit Kuppel, optisch offenem Opaion und Konchen für begleitende liturgische Orte, wie wir ihn in St.-Hedwig vorfinden, das optimale Gehäuse für christliche Communionliturgie. Altarraum und Gemeinderaum fließen hier wie selbstverständlich ineinander. Es gibt keine Insel, keine abgetrennten Teilgemeinschaften. Liturgie als gemeinsamer Dienst, als Feier gleichwertiger Konzelebranten wird raumliturgisch optimal unterstützt. Die Mahlfeier ist in der neugestalteten Kathedrale gar nicht anders vorstellbar als im gemeinsamen Kommunizieren der im Kreis um den Altar stehenden Gemeinde. Die raummittige liturgische Spielfläche ist dementsprechend ausgelegt.

**AM: Die Umbaupläne werden auch damit beworben, eine neue Offenheit für Anders- und Nichtgläubige anzubieten. In dem ‚Gemenge‘ multireligiöser Räume scheint mit einer gestalterischen Abstraktion und Inszenierung einer spirituellen Atmosphäre das spezifisch Christliche an Profil zu verlieren. Wie kann St.-Hedwig zukünftig die propagierte Offenheit für alle mit ihrem Konzept als christliche Kirche leben?**

LZ: Je länger ich mit dem Begriff des Gemenges spiele, desto deutlicher wird mir seine beschränkte Eignung zur Beschreibung sozio-religiöser Konstellationen. Im Johannesevangelium findet sich das bekannte, unsere Frage erhellende Gleichnis von Christus als dem Weinstock und den Jüngern/Menschen als Reben. Das Miteinander der Reben, das in Summe den lebendigen Organismus namens Weinstock bildet, würde man nie als Gemenge bezeichnen. Das wäre auch eine sehr äußerliche, bloß exoterische Beschreibung für die liturgische Versammlung und würde die Tiefendimension des Kultgeschehens gänzlich verfehlen. Um meinen Einwand noch weiter zu verdeutlichen: Die Hauptvokabel in unserem Verständnis von Religion ist wohl das Wort Glaube/Credo: Ich gebe, schenke, öffne mein Herz. Das bedeutet Aufweichung und Überschreitung granularer Konsistenzformen zugunsten eines pulsierenden Miteinander. Eine Glaubens-, Herzengemeinschaft würde sich demnach kaum als Gemenge empfinden. Und die beschriebene spirituelle Gemeinschaft ist klarerweise als eine potentiell über konfessionelle Grenzen hinausreichende, letztlich globale zu sehen ...

Doch nun zu Deiner eigentlichen Frage und zu den Begriffen, die du anbietest. «Gestalterische Abstraktion» kann alles Mögliche bedeuten. Da muss man genau schauen und zwischen Minimalismus als Stil, als Attitüde – und formaler Reduktion als legitimer, ja gebotener ästhetischer Strategie unterscheiden. Letztere ist nicht nur verwandt mit spiritueller Askese, sondern entspringt der selben Haltung.

Was du als *Verlust* beschreibst, dass «das spezifisch Christliche an Profil verlieren» würde, sehe ich eher als Gewinn. Und zwar sowohl im Hinblick auf die in Aussicht gestellte Offenheit der Räume als auch der Öffnung der Kulte für Menschen

unterschiedlicher religiöser und kultureller Herkunft. Der hierfür nötige Dialog hat zwar, nicht zuletzt durch die permanenten Interventionen von Persönlichkeiten wie Papst Franziskus, in letzter Zeit wieder an Fahrt gewonnen, steckt allerdings, gemessen an der Bedeutung des Themas, tatsächlich noch in den Kinderschuhen.

Aber nochmals zurück zum «spezifisch Christlichen». Gibt es das im Hinblick auf die Gestaltung liturgischer Räume überhaupt so eindeutig? Natürlich kennen wir formale Besonderheiten – im Duktus der dargestellten Erzählungen, der Bilderwelten, der Ikonologien und Ikonografien, der Ausformung von Ritualen im Raum und deren Beschreibung in liturgischen Rubriken. Wenn die Christenheit aber mehr ist als eine eifernde Sekte neben anderen, muss doch ihre Botschaft formalästhetische Fixierungen hinter sich lassen, uns doch in erster Linie inhaltlich universale eschatologische Einsichten eröffnen. Karl Rahner hat dies mit seinem treffenden Terminus vom «anonymen Christen» auf den Punkt gebracht. Religiöse Folklore darf es natürlich geben, hat sogar gelegentlich etwas Faszinierendes. Doch als verbindliche letzte Weisheit taugen lokale Manifestationen des Religiösen nicht. Das wäre Idolatrie. Um nochmals auf unsere Kirchräume zurückzukommen: Was wäre denn das spezifisch Christliche kirchlicher Raumästhetik, was wäre denn ein unverwechselbarer christlicher Sakralraum: Eine strenge bild- und farblose romanische Zisterzienserkirche, ein frivoles süddeutsches Rokokokirchlein, muffige vollmöblierte Neugotik, ein brutalistischer Betonkubus der 1960er Jahre?